

Verbundkatalog Kalliope

Königin Martha

Egger, Gertrud

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Königin Martha.

Das Mädchen, das wir Kinder am meisten lieb hatten, hiess Martha. Sie kam mit fünfzehn Jahren zu uns, erst als Botin, dann blieb sie für den Hausdienst.

Martha war ein grosses, schönes Mädchen, das schönste, das ich bisher kannte, und stets reinlich angezogen. Sie hatte eine frische Haut, trug zwei seildicke, glänzendbraune Zöpfe, schaute auf mit Augen von einem dunklen Rehbraun, und die reinweissen Zähne standen stark und kräftig im Mund, der den ganzen Tag lachte oder sang. Martha sang klar und laut, ich habe sie bei uns selten anders als guter Dinge gesehen. Bis zu jenem Zeitpunkt, da sich alles änderte, zu dem trüben Tag, den ich nie vergessen werde, so wenig ich Martha selber vergesse.

Martha half uns Schulkindern bei den Aufgaben. Sie hatte in der Primarschule Französisch gelernt, und mein grosser Bruder verliess sich so ziemlich auf ihren Kopf, als er "la dame" und "la tante" zu stottern begann. Ich meinerseits lernte bei ihr allerlei Hexenkunst, die man wohl verwenden konnte, dazu vieler Lieder, und oben-drei noch so anständig stricken, wie das meine beste Schullehrerin mit mir nicht fertigbrachte.

Später, als der Lehrer uns von Königin Bertha erzählte, war diese Königin Bertha längst in meiner Phantasie beieinander. Sie sass tagaus, tagein auf einem Schimmel, ritt über Land und lehrte die kleinen Mädchen stricken (!) und Hexenkunst. Der Lehrer war nachsichtig in der Repetition. Gewisse Verwechslungen schrieb er meiner Phantasie zu und wurde erst ungeduldig, als ich die Königin Bertha zum zehntenmal Martha taufte. Für mich blieb es sicher, dass die

tugendliche Königin stricken und Hexenkunst lehrte. Natürlich auch Liedersingen. Spinnen ging nebenher, es sah ja schön aus, dieses Reiten mit dem Silberrocken, drum muss es wahr gewesen sein. Aber Martha, meine Königin Martha hätte den Silberrocken genau so stolz im Arme gehalten.

Man ersieht vielleicht aus alledem, dass Martha für mich ein höheres Wesen war.

*

Jeden Sonntag erhielt sie freien Ausgang und sagte, sie besuche ihre Familie am Wald. Morgens aber ging sie gern in die Kirche, Meine Mutter liess sie gewähren.

Einmal nahm sie mich nachhause mit.

Das war schon im vierten Jahr unseres Beisammenseins, eben zu der Zeit, als jene Königsgeschichte eine solch grosse Rolle spielte. Marthas Eltern und die vielen Geschwister lebten in einem romantisch finsternen Haus, eingesperrt in eine Höhle der Fluhwand. Ueberall lag edichter Kohlenstaub. Alle Wege, ja die Gärten und Gartenzäune waren schwarz von Fabrikruss. Mich erfüllte das mit einer zehrenden Traurigkeit, aber es lockte zugleich in eigenartiger Anziehung.

Martha hatte mindestens acht kleine Geschwister. Sie war die Zweitälteste. Nur eine Schwester, die nächster Tage aus Paris heimkehren sollte, war älter als sie.

Marthas Mutter gefiel mir nicht, Ich wusste nicht, weshalb. Aus einem unerklärlichen Grund glaubte ich, dass sie Martha nicht liebe, obschon sie mit ihr ein so grosses Wesen trieb. Mich behandelte sie wie eine Prinzessin, trug mir überall den besten Stuhl nach und redete lästig. Sie bewunderte mich, meine Zöpfe, meine Kleider und alles, sie stiess mich ab.

Das Seltsamste war, wie sie Martha beiseitenahm und mit einem zischenden, zischelnden Wortschwall auf sie einredete, wozu denn Martha traurig den Kopf senkte und sich die Lippen zerbiss. So wie ich es heut in der Rückschau sehe, tat Martha das mit jenem hoffnungslosen Widerstand, der längst nichts mehr vermochte. Ich erfuhr nicht, was die Alte so geheimnisvoll leise sprach, aber es glich jenem Märchen, das die Lehrerin einst in der Schule erzählt hatte, just als ich für längere Zeit krank geworden war. Der ungehörte Schluss verfolgte mich darauf in der Krankheit, denn die Geschichte war an jener Stelle abgebrochen, wo Räuber ein Kind in die Falle lockten, es beraubten und lauter Böses vorhatten. So sagte die Lehrerin. Auch dieses Haus hier glich der Räuberhöhle im Märchen. -

Marthas Mutter goss uns Schwarztee aus grossen, schadhaf-ten Milchtöpfen ein. Da trat auch der Vater in die Küche, ein armer Fabrikler und, wie mir schien, sehr alt. Er hatte einen Arm verloren und sah überhaupt zum Bedauern aus. Auch hustete er immerzu und hatte eingefallene Wangen. Das war ein gebrochener Mensch, ich ahnte es, so gut ichs vermochte, Martha glich ihm in jenen Augenblicken, da sie verstört vor der Mutter stand. Auch jetzt bei Tisch blieb sie bedrückt und einsilbig. Erst nachdem sie einen Blick auf mich geworfen hatte und ihr in der Schwüle des Sommernachmittags meine stumme Anwesenheit zu Sinne kam, - erst jetzt redete sie. Sie zwang sich zu einer hastigen Gesprächsweise, die munter scheißen sollte, mich ängstete sie. Martha wollte frisch und harmlos plaudern, von der Dienststelle, wie gut meine Mutter zu ihr sei, von meinem kleinen Bruder, den Heuschrecken und Pinguinen, die er zeichnete, und von dem Grossen, der sie um süssen Sirup bitten musste und deshalb seit letzten Mittwoch 'toub' war. Alles hörte sich

unterhaltsam an, und doch,- ich fühlte wohl, wie ihr etwas in der Kehle steckte. Ihre Augen wurden nur dann klar, wenn Martha dem Vater mit einem liebevollen Blick das Brot reichte. Und ihr Vater erwiderte diesen Herzensblick, nur blieben seine Augen dauernd verdüstert.

*

Auf dem Heimweg erschien Martha mir todmüde, viel müder und ganz anders abgemattet als nach dem strengsten Wäschetag zuhaus. Daheim nach der Wäsche, ja da mochte man noch Lieder singen, ging alsdann zur Ruhe und erzählte am Morgen, man sei nur grad aufs Bett gefallen und eingeschlafen. Diesmal würde es nicht so leicht mit dem Schlafen sein, für uns beide nicht.

Wir gingen auf einem Flussdamm. Ich fasste sie zärtlich bei der Hand, liess aber gleich wieder los, fürchtend, sie könne mein Mitleid erraten und werde noch trauriger dadurch. Wir sprachen fast nichts. Ich wollte ihr die feinen Räder der Margerite zeigen, sie ging kaum darauf ein, und auch ich tat es ja nur aus Verlegenheit. Ich wagte nicht, ihr die Blume zu geben, da sie es sonst wieder für Mitleid hielt. Der Heimweg nahm kein Ende.

Martha sagte nur, dass sie zuhause sehr arm seien.

*

Daheim erzählte ich nicht von den Erlebnissen dieses Sonntags, aus Scheu, und bangend, man würde mich ein anderes Mal der Martha nicht wieder mitgeben. Das müsste sie tiefer kränken als alles Elend ihrer Familie.

Es lag im Grunde auch gar nicht viel an meinem Beficht. Die Mutter sah sich ihr Mädchen von selber an. Martha erschien ihr offenbar mit siebzehn Jahren nicht mehr so gleichmässig munter wie zuvor. Ich hörte, wie sie am kommenden Sonntag Martha einlud,

deek bei uns im Garten zu bleiben. Die Kinder hätten ja auch Freude am Spiel. Meine Mutter zeigte von jeher ein grosses Talent zu jener Freundlichkeit, die den Empfangenden als Spender hinstellt. Martha blieb gern und schien an jenem Tage fast so fröhlich wie vorher. Ich glaubte auch am folgenden Sonntag, dass sie lieber hier geblieben wäre. Doch musste sie weg.

*

So vieles schien in dieser Zeit unbestimmbar, ja unheimlich. Es war mittlerweile Herbst und Winter geworden. Es musste sich mit Martha etwas zutragen, wovon ich nichts wusste, und das meiner Mutter keine Ruhe liess. Meine Gewissheit wuchs. Das einzig Fassbare und doch wieder Unfassliche jener Wochen war eine Unterredung zwischen Mutter und Martha.

Am Samstagnachmittag fragte Mutter wie beiläufig beim Strümpfe flicken; "gehst du morgen auch nachhaus?" - Martha besinnt sich einen Augenblick. Ich spüre genau, dass sie den Mund zu einem 'ja' öffnen will, und fühle gleichzeitig, wie Mutter das auch gewahrt. So werde ich rot für Martha und bekomme Herzklopfen. Dann folgt der Augenblick, in dem Marthas ganzes Gesicht vom Halse herauf erglüht. Und just hier schaut Mutter wieder ein wenig von ihrer Arbeit auf. Nun aber geschieht etwas, das ich schon all die letzte Zeit so oft an Martha bemerkt habe: Das Rot sinkt jäher, als es sie überflammt hat. Die gesenkten Augen heben sich, und Martha hat nun dieses unschuldige Gesicht, das mich jeweils tiefer erschreckt als alles Rotwerden. Es ist mir, meine Seele geht in sie hinein, sitzt zusammengepresst an der Stelle ihres Herzens und verspürt, wie dieses Herz pocht, ärger als vorhin, tausendmal geängstet.

Dann nimmt sich Martha eifrig einer Masche an, die gar nicht hinuntergerutscht ist. Sie beugt den Hals vor. Sie will sprechen. Ihre Stimme will mittheilsam klingen, bereitwillig, froh. Nur ver-

haspeln sich die Worte. Sie reisst sie jedesmal im letzten Moment zusammen, wie vorhin das Gesicht. "Oh, ich freue mich!" sagt sie, "ich besuche morgen Herrn André. Das ist ein Wohltäter für unsere Familie, ein sehr alter Herr. Ich kann gar nicht sagen, was er schon alles für uns getan hat. Er schickt dem Vater Medizin, und den Kindern Kleider, und meine Schwester lässt er jetzt Modistin werden. Wenn ich im Winter nicht nachhause gehe bei dem schlechten Weg, dann besuche ich ihn."

Meine Mutter schweigt eigentümlich, Martha hält inne. Gleich nachher besinnt sie sich, als sei noch etwas Wichtiges hinzuzufügen. "Es ist ein ganz ehrwürdiger Herr. Er gibt sein Geld nur für die armen Familien. Am Sonntag zeigt er mir schöne Bücher. Dann lesen wir die ganze Zeit."

Hier schrickt sie zusammen. "Du warst schon oft bei dem Herrn?" fragt die Mutter. "Ja," Martha. Leis tönt der Anfang der kleinen Silbe und formt sich in einen frischen A-Klang von Marthas wohl-lautender Stimme aus. Ich weiss nicht, was da vorgeht. Es kommt mir alles so merkwürdig vor. Ich weiss nicht wie. Es schneit vor den Fenstern, und alle Helligkeit des kurzen Tages ist schon dahin.

Jetzt nimmt Martha meiner Mutter die zweite Frage vorweg. Mutter schickt sich eben an, sie möchte wissen, "warst du denn nicht zuhaus?" Du sagtest doch immer, dass du nachhause gehst." Ich empfinde deutlich, wie Mutter das fragen will, und erschrecke. Da erklärt Martha eilfertig, "ich war auch zuhaus jeden Sonntag, aber die Eltern wünschten allemal, ich soll auf dem Heimweg noch unsern Wohltäter besuchen."

Mutter schaut zu meinem Ofenwinkel hin. "Weisst du was, Gerdi, du könntest heute eigentlich die Aepfel rüsten." Ich weiss schon lang, dass ich überflüssig bin, aber mit zehn Jahren geht man nicht

so leicht, wenn sich endlich ein banges Rätsel zu lösen scheint.

Ich schäme mich und laufe nach der Küche. Auf keinen Fall wieder ins Wohnzimmer zurück, auch wenn die Äpfel gerüstet sind. Nach getaner Arbeit hole ich mir das Brüderchen herbei, und das unersättliche lässt sich noch so gern meine Schauergeschichten erzählen. Nur hin ich diesmal nicht so recht bei unsern Hexen und Teufeln. Ein Teufel erhält sogar nur ein Horn, was mein sachkundiges Brüderchen empört.

Martha erscheint erst spät in der Küche, Sie setzt die Milch auf. Ich vermeide ihren Blick. Ich fürchte, sie wird sich vor mir scheuen. Weshalb, weiss ich nicht klar. Ich weiss allem keinen Namen, und die Dinge mit Namen sind weniger dunkel als die namenlosen. Ach ich friere, und dann überfällt mich Hitze. Martha trägt eine wolkenlose Miene zur Schau, Königin Bertha, Königin Martha. Aber diese blühende Miene bewahrt sie nicht, beim Geschirrauftragen eine Tasse zu zerbrechen. Ich sehe, wie ihre Hände zittern. Warum, warum zittern Marthas Hände?

Meine liebe Mutter tut beim Abendbrot, als sei nichts geschehen. Am kommenden Sonntag geht sie bedrückt umher, Martha hat Urlaub und ist bei Herrn André, dem Wohltäter.

Pünktlich wie immer kommt sie um sechs durch das Schneegestöber herauf, in ihrem sauberen blauen Wollkleid, und die Wangen gerötet.

*

Drei Tage nachher sitzt die Frau, die ich vom Sommer her fürchte, in unserem Wohnzimmer. Martha bringt den Tee herein und macht ein leuchtendes Gesicht. Wir sollen meinen, dass der Besuch von Mutter und Schwester sie freue. Ich glaube ihr nicht.

Die Hände zittern, während sie den Tee eingiesst. Ich darf

mich auch an den Tischsetzen, zwischen Martha und ihre Schwester, die Modistin werden will. Die Schwester verströmt ein starkes Parfüm.

Der Besuch sitzt schon zwei Stunden da. Ich weiss, dass Mutter ihn hat kommen lassen. Ich sehe auch, wie Mutter angegriffen und müde ist. Was ging nur vor? Mutter schliesst die zwei Stunden mit einem Riegel ab, durch ihr ganzes Wesen spürt man den Riegel. So darf ich denn hier ysein und muss nicht Aepfel rüsten.

Jedoch die Mutter unserer Martha merkt den unsichtbaren Riegel nicht. Ich fürchte Marthas Mutter noch mehr als im Sommer zuvor. Ihre Schmeicheleien winden sich wie glitschige Girlanden um den Tisch. Der Thee verleidet mir, und dann werde ich Zeuge eines Ausbruchs. Wahrheitsbeteuerungen, vollkommen unaufgefordert, brechen aus, eine ganze Suade von Lobpreisungen auf Martha, sodass Martha tief verstimmt wird. Und ich erstarre über meinem Kuchen, der mir sonst auf dem kürzesten Weg in den Hals hüpfte. Angstvoll schaue ich meine Mutter an. Sie sucht das Gespräch herumzulenken, fragt nach den jüngeren Kindern zuhaus, oder auch nach diesen und jenen belanglosen Dingen. Aber wie sie auch dazwischentritt, beharrlich dreht Marthas Mutter jeden Satz zurecht, sodass er auf die "Wohltätigkeit des besten und bravsten Herrn" hinauszielt. In überschwenglichen Tönen schwärmt sie von "Marthas kindlicher Liebe zum Onkel." Auf Martha deutend, wendet diese Mutter ein Wort an, das ich nicht verstehe und das nur in den schlechten Romanen vorkommt, wie ich später erfahre.

Offenbar wollte die Frau dem Verdacht meiner Mutter vorgreifen, nur geschah das allzu plump.

Meine Mutter sah zuweilen nach mir hin, und ich versuchte, unbeteiligt im Zimmer umherzublicken, damit sie sich nicht ängstige. Von fünf Leuten sassen demnach vier grössere und kleinere Filous bei

Tische, die eine Kraft satanisch treibend, die anderen mitgeschleift oder hineingezogen. Die vierte fragwürdige Person ausser Martha, ihrer Mutter und mir war, wie angedeutet, jene überschminkte Schwester aus Paris. Sie wollte bald dorthin zurückkehren, und Marthas Mutter sagte, "dann haben wir halt nur eine erwachsene Tochter," sie deutete auf Martha. Ich war der Frau bitter böse, und wusste doch nicht, weshalb.

Erst gegen Abend verliess uns der Besuch. Mutter schien bekümmert als vorher.

Martha machte auch weiterhin ihre Sache fleissig, hingegen unter merkwürdigen Zeichen, mit sonderbaren Haltepunkten. Träumerei und Schreckhaftigkeit liessen sie mitten in der Arbeit zusammenfahren. Sie war überhaupt sehr schreckhaft geworden, ja, sie ertrug nicht einmal mehr das 'Totensipp,' einen Schabernack, den ich aus der vorvorigen Entwicklungsphase herübergerettet hatte und von dem ich nicht liess. Jedermann wusste doch, dass er Humbug war. Ich sah Martha zum erstenmal ärgerlich.

Meine liebe Mutter befand sich auf jeden Fall in äusserst schwieriger Lage. Jahre später hat sie mir von ihrer damaligen Ratlosigkeit erzählt. Sie durfte den 'Gönner' der armen Familie nicht beweislos verklagen. Sie konnte andererseits den Dingen nicht ihren Lauf lassen. So erkundigte sie sich denn allenthalben und erhielt von überall Bescheid, dass es sich um einen 'durchaus distinguirten' alten Junggesellen handle, der in der Tat ein grosser Wohltäter sei, Sie möge sich nur ja beruhigen. Scheinbar beruhigte sie sich auch eine Weile, und doch wurde ihr sonst so argloses Gemüt den Verdacht nicht mehr los. Eine schlimme Auskunft, die festen Zugriff erlaubte, hätte sie eher erleichtert.

Fast jeden Tag zerbrach Geschirr in der Küche. Mir schien einmal, als sei über Hansis zerbrochenem Teller meine Martha mitzerbrochen. Ich wusste nicht warum, es schien mir nur so.-Sie lehnte am Küchenschrank und hielt den zerbrochenen Teller in Händen.

Meine Mutter hatte jedenfalls reichlich beunruhigende Zeugnisse gegen die öffentliche Meinung. Auch gab sie im Grund recht wenig auf Leumund.

Die Besuche beim 'Wohltäter' wiederholten sich jeden Sonntag. Marthas Zerfahrenheit kannte keine Grenzen mehr. Es kam denn auch so weit, dass meine Mutter ihr Mädchen auf jede Gefahr hin zur Rede stellte. Doch Martha entwich. Ihre langgeübte Verstellungskunst liess sie jeder Anrede entgleiten. Mutter war niedergeschlagen und sann auf andere Mittel.

*

Bis eines Morgens von selbst alles zu Ende ging. In der Erinnerung sehe ich Martha. Sie steht im Schlafzimmer der Mutter.

Die Fenster waren weit geöffnet, und der süsse Duft des Frühlings erfüllte den Raum. Martha hatte ihren Flaumer an einen Schrank gelehnt und sass auf dem niedrigen Stuhl mit dem Stroheflechte, die zitternden Hände vor dem Gesicht. Zu meinem namenlosen Schrecken schluchzte sie wie eines, dem nicht mehr zu helfen ist. Mutter legte den Arm um ihre Schultern und sprach leise und eindringlich zu Martha. Ihre Stimme stockte vor innerer Erregung. Martha verstummte allmählich, und nun war sie ganz in sich hineingefallen. Ich sah nur, wie die Schultern zuckten. Das alles war noch schmerzhafter als Marthas Hoffnungslosigkeit damals im Sommer.

Ich hetzte davon, denn hier durfte ich nicht stehen. In endlosen Schulstunden wurde ich von dem Schrecklichen nicht befreit. Am Mittag durfte ich kaum das Haus betreten. Ich ängstigte mich

vor Martha, vor meiner Mutter, vor all dem Unbekannten, sodass ich am liebsten fortgelaufen wäre.

*

Kurz nachher verliess uns Martha für immer, nicht aus eigenem Antrieb und niemals auf Geheiss meiner Mutter. Aber die Unselige von der Fluhwand war herbeigetobt, schrie und lärmte, die 'bourgeoise' habe nun glücklich ihre ganze Familie ruiniert. Martha dürfe nimmermehr in einem Haus bleiben, wo man ihr die Ehre abschnitt. Der Wohltäter sei nun auch gekränkt, und wir, das hiess meine Mutter, hätten das ganze Unheil verschuldet.

*

In Wahrheit hatten sich die Dinge so zugetragen, wie ich sie jetzt schildern muss, nicht mehr vom Blickfeld des Kindes aus, sondern von der traurigen Erkenntnis, die mir seither wurde.

Martha hatte am Vorabend jenes schweren Tages eine Versammlung besucht, eine Zusammenkunft junger Mädchen. Ueber "Religion, schmalen Weg und christlichen Lebenswandel," über "Anstand, Sitte und evangelisches Lebensziel" unterrichtete eine sogenannte Jungmädchenfreundin. Wie sich leider zu spät herausstellte, wurde diese Massenbekehrung mit Verdammungssprüchen gehandhabt.

Martha wollte meiner Mutter am andern Morgen nichts Bestimmtes aussagen, so sehr Mutter sie auch darum bat und bitten musste. "Ich bin also verloren, ein gefallenes Mädchen, und fürs ganze Leben verachtet." Martha wusste sich die Sprüche der Apostel in auf keinen Fall klarzumachen, aber getroffen hatte der Fluch, die Verdammnis. Meine Mutter bemühte sich, das arme Ding von der Seite des Lebens her aufzurichten. Doch half ihr nichts mehr. Sie verlor allen Respekt vor einer Dame, die weit im Lande als leuchtendes Vorbild galt, und aus Liebe und Zorn gemischt war ihre Erklärung, "was die Frau

Euch gesagt hat, brauchst du nicht zu glauben. Es ist schwer, was geschah, doch jetzt fangen wir das Leben neu an."

Martha klagte nur, "unsere Familie ist so arm, und die vielen Kleinen..." Darauf wurde die Trösterin sehr nachdenklich und riet mit sich hin und her. Das Einzige, was vorderhand zu tun blieb, sie wollte unsere Martha da behalten, und grade jetzt.

Doch zerschlug sich auch das.

*

Wenige Jahre später,- Martha würde nun kaum viel über zwanzig sein,- begegnete ich im Städtchen einer vergränten Frau. Sie sah mit ihren hohlen Wangen alt und aufgezehrt aus. Im Gesicht trug sie blaue Flecken, wie jemand, der geschlagen wird. Meine liebe Martha!

Der Schrecken durchfuhr mich. Die Knie zitterten. Ich scheute im ersten Augenblick, auf sie zuzugehen. Martha musste leiden, wenn ich sie so traf. Trotzdem konnte ich unmöglich an ihr vorbeilaufen.

Und sieh, nun wandte sich die Frau ja auch selber herum und streckte mir die Hand hin. "Bist du nicht das Gerdi? Du hast aber gewachsen!" So sah ich Martha denn vor mir, und ich erschrak noch heftiger, denn ich sah ihre Trauer. Tiefe Furchen hatten sich in das Gesicht gegraben. Die schönen Zähne waren zum Entsetzen verdorben, der Glanz der Augen dahin.

Sie erzählte, dass sie mit einem Arbeiter verheiratet sei und drei Kinder habe, aber ich wagte nicht, nach ihrem Mann und den Kindern zu fragen. Sie selbst erkundigte sich sofort, aber mit deutlicher Schau nach meiner Mutter, nach dem grossen Bruder, der sie um den Sirup bitten musste, (einzig hier lächelte sie) und schliesslich wollte sie vom Kleinen wissen, der damals immerzu auf Papieren herumgekrochen war und mit einer Schere blitzschnell durch (Zei-

(sie vom Kleinen wissen, der damals immerfort auf Papieren herumgekrochen war und mit einer Schwere blitzschnell durch) Zeitungen zapelte, bis ein Steinbock oder ein Pinguin ausgeschnitten dalag. Der Kleine hatte, ach wen doch, zu einer Krähe gemacht, damals als er alles zu Krähen machte? Den General Wille. Richtig, den General Wille! Hier brachte ich Martha noch einmal zu ihrem Lächeln, aber es tat nur weh.

An alles mochte sie sich erinnern, auch wie ich stets zu grosse Flammen auf dem Herd brennen liess, und gebläute Wäsche nachbläute. Aber selbst dieses Erinnern klang voller Wehmut.

Einen Augenblick hatte sie vorhin bei dem unvermittelten Wiedersehen gestrahlt, als stiegen unwiederbringliche Tage herauf. Doch nun war auch dieser jähe Glanz erloschen, und nichts blieb als müde Rückgewandtheit. Sie sprach immer erneut von meiner Mutter.

Wir wandten uns schliesslich zum Gehen. Nach einigem Widerstand sagte sie noch, und ich höre es heute wie damals: "Bei deiner Mutter war es doch am besten. - Es ist seither nie mehr so geworden," fügte sie gepresst hinzu und mied meine Augen. Mein Blick floh gleichzeitig. Ich fühlte, dass sie mehr auf dem Herzen hatte, doch sie verschwieg es aus einer Scham, die ich ehren musste, und so blieb uns nur das Verschweigen.

Wir gaben uns die Hände und sagten uns lebewohl.

Gertrud Egger.